

zung jedes Staates, in welchem die Volksvertretung die Einnahmen und Ausgaben periodisch bewilligt, soweit gültige Verpflichtungen eingehen kann, als diese durch den Voranschlag der Einnahmen der Budgetperiode, bezw. des Jahres gedeckt sind, oder als die Verpflichtungen (nach Gesetz oder Herkommen oder nach der Natur der Sache) notwendig in gewissem Umfang die Zukunft belasten, wie dies z. B. bei der Anstellung von Beamten der Fall ist, welche ohne Zeitbeschränkung angestellt werden müssen, oder welche die Verwaltung doch nach dem Gesetze für Lebenszeit anstellen kann. Aber die Befugnis, mit der Verzinsung und Amortisation von Anleihen die Zukunft rechtlich unbegrenzt zu belasten, ist damit nicht gegeben.

Und hier ist denn auch der Punkt, an welchem die Verbindung der Einkünfte und Ausgaben der Schutzgebiete mit dem Reichshaushaltsetat zu Tage tritt. Seine Verpflichtungen, welche die kaiserliche Verwaltung gültig übernehmen kann, sind Verpflichtungen des Reiches selbst, sofern sie in den Grenzen des von der Verwaltung pflichtmäßig nach Analogie des Ordinariums des Reichshaushalts aufzustellenden Budgets des einzelnen Schutzgebietes sich halten, wie denn auch die von dem Reichskanzler bezw. dem Gouverneur anzustellenden Beamten, wie Laband in seinem Reichsstaatsrechte 2. Aufl. Bd. I S. 797 (unter Berufung auch auf ein Reichsgesetz vom 31. Mai 1887) treffend darlegt, Reichsbeamte sind, und was damit gegeben ist, einen klagenbaren Anspruch gegen das Reich auf Zahlung ihres Gehalts haben. Das Reich müßte also, wenn in Folge außerordentlicher Ereignisse, z. B. in Folge eines Erdbebens, die Einnahmen aus den Zöllen in einem Jahre nicht oder völlig unzulängliche wären, für jene Ansprüche aufkommen. Allerdings ist die Sachlage für jeden einzelnen möglichen Fall nicht so klar wie bei dem Reichsbudget, da die Regierung, welche ja nach ihrem eigenen Wunsche und Willen eine Zustimmung des Reichstages zu dem Etat der Schutzgebiete nicht einholt, vielmehr denselben einseitig feststellt, sich möglicher Weise darüber irren kann, ob sie einen Ausgabeposten aus den Einnahmen zu bestreiten vermag.

Somit aber dürfte hiernach klar sein, daß die Regierung, weil eben das Reich subsidiarisch für das pflichtmäßig aufzustellende Ordinarium aufkommt — es muß so aufgestellt werden, daß die Ausgaben voraussichtlich durch die Einnahmen, eventuell mit Hilfe des besonders vom Reichstage bewilligten Zuschusses gedeckt werden — die Regierung nicht, um ihrer Ansicht nach nützliche Verwendungen in dem Schutzgebiete vorzunehmen, die zukünftigen Einnahmen des Landes mit Anleihen wird belasten dürfen. Hätte die Regierung sich etwa über die Rentabilität der Anlage geirrt, oder ginge letztere durch ein Naturereignis unter, so würde das Reich gezwungen sein können, auch über die bewilligten Posten hinaus, für die Verpflichtungen der Kolonialverwaltung aufzukommen.

So ist es denn auch natürlich, daß bei der Abfassung des Gesetzes von 1886 die verbündeten Regierungen in der Kommissionsberatung nicht das Recht in Anspruch genommen haben, einseitig über die Einnahmen aus den Schutzgebieten zu verfügen, und daß in dem Referate Georg Meyer's im Plenum des Reichstages (Stenographberichte 1886 S. 1619) ausdrücklich gesagt ist: „Die verbündeten Regierungen haben in der Kommission die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß die Einnahmen (d. h. wohl Ueberschüsse aus denselben) aus den Schutzgebieten bei der Reichshauptkasse afferwirt würden und die verbündeten Regierungen über dieselben ohne Zustimmung des Reichstages nicht verfügen würden.“ Die Möglichkeit einer Finanzdiktatur, von welcher der Abgeordnete Windthorst nach Maßgabe der Kommissionsvorlage (des Gesetzes) gesprochen hatte, wurde daher auch von dem Referenten durchaus bestritten.

Wie wäre aber wohl von einer Finanzdiktatur nicht zu reden, wenn nach ganz freiem Ermessen Anleihen auf zukünftige Einnahmen radicirt werden könnten?

Demgegenüber erscheint es doch nicht wohl anständig, den Ausdruck „Schutzgewalt“ mit dem Argumente „Lex est lex“ zu preisen, um so weniger, als dieser Ausdruck in

staatsrechtlicher Bedeutung noch neu ist, und die Berufung auf die Geschichte des Gesetzes, wie letztere in den Verhandlungen der Kommission und des Plenums vorliegt, bei der Interpretation des Gesetzes, soweit es sich um Rechte einerseits der Regierung und andererseits der Volksvertretung handelt, eine größere Bedeutung hat, als insoweit Privatpersonen und untergeordnete Behörden sich nach dem Gesetz zu richten haben. Von letzteren kann man nicht verlangen, daß sie die Geschichte des Gesetzes studiren; ihnen kann und soll Wortlaut desselben genügen. Dagegen stellt bei der Abgrenzung der Rechtsphäre der Regierung und der Volksvertretung, über welche es im Streitfalle keinen Richter gibt, der Ausdruck des Gesetzes oft nur einen Haft dar, welchen man unter Bezugnahme auf die beiderseits bekannnten schriftlich niedergelegten Vorverhandlungen abschließt.

Dies in kurzen Zügen — wenn auch nicht mit sämtlichen Einzelheiten — die juristische Lage der Sache. Noch einige Worte über die politische Seite, welche besonders von dem Abgeordneten Richter und (in der Kommission) von dem Abgeordneten Bamberger beleuchtet wurde!

Während das Reich sonst Darlehne zu 3 und 3½ Proz. aufnimmt, sollte das Schutzgebiet die Anleihe zu 5 pCt. zum Kurse von 95 und mit 105 Proz. Rückzahlung (bei 1 Proz. jährlicher Amortisation) ausgeben. Man würde also dann, da in weiterem Sinne auch die Anleihen der Schutzgebiete auf den Kredit des Deutschen Reiches gehen, welches doch für die Administration u. s. w. sorgt, Reichsanleihen erster und zweiter Klasse haben, Anleihen von vollkommener und wie der höhere Zinsfuß anzuzeigen scheint, gleichsam problematischer Sicherheit. Ob das wünschenswerth, mag Jeder sich selbst beantworten. Wenn aber etwa das Publikum glaubt, daß die kaiserliche Regierung doch schon für die Grundlage der Schutzgebiet-Anleihe sorgen werde, der Unterschied in der Sicherheit also de facto kaum bedeutend sei, so würde die Anleihe bald erheblich steigen, und würden die Abnehmer derselben ein selten gutes Geschäft auf Kosten der Schutzgebiete — indirekt also des Reichs — in sehr kurzer Frist realisiren können.

Allerdings hat man sich auf den anscheinend analogen Vorgang der kürzlich ausgegebenen Anleihe der ostafrikanischen Gesellschaft berufen, bei welcher die kaiserliche Regierung ebenfalls den Dienst dieser Anleihe mit dem Ertrage der Zölle des betreffenden Gebietes garantiert, die auch zur Sicherheit der Zölle gebunden erscheinen (§ 6 des Vertrages der kaiserlichen Regierung mit der ostafrikanischen Gesellschaft vom 20. November 1890).

Aber hier ist die ostafrikanische Gesellschaft, welche juristische Persönlichkeit besitzt, die Schuldnerin, und was den Hauptdifferenzpunkt darstellt, der Vertrag mit der Gesellschaft ging der Erwerbung der Hoheitsrechte, welche bis dahin dem Sultan von Zanzibar zustanden, durch die kaiserliche Regierung (das Reich) vorher. Der Vertrag über den Erwerb dieser Hoheitsrechte ist ein völkerrechtlicher, und von einer staatsrechtlichen Verletzung oder Gefährdung des Budgetrechtes des Reichstages, welches bis dahin für die ostafrikanischen Zölle noch gar nicht existirte, konnte also nicht die Rede sein, so wenig wie das Recht des Reichstags verletzt sein kann durch die Rechte, welche den eingeborenen Häuptlingen beim Erwerbe der Schutzgebiete reservirt blieben. Der Reichstag hätte also gar nicht das Recht der Zustimmung zu der Anleihe gehabt. Uebrigens kommt es ja öfter vor, daß zwei Geschäfte äußerlich sehr ähnlich erscheinen, während sie juristisch sehr verschieden zu beurtheilen sind.

L. v. Bar.

### Wahrheit, Wahrheit!

Das ist das Verhängniß, so bald einmal in einer Kunst das Schlagwort von der Wahrheit ausbricht, daß es durchaus keinen Halt, keine Raft, keinen Frieden mehr gibt und sie nicht eher wieder sich zu schoneu, gedankenvollem und dankbarem Verweilen und zu stiller Freudeigkeit beschwichtigen

kann, als bis die ganze Spule aller Möglichkeiten heruntergehaspelt ist: denn alle Dinge, wie man sie mit der Forderung der Wahrheit berührt, siehe! da sind alle plötzlich in Lüge verwandelt, und wer die Wirklichkeit sucht, findet nur Schein überall.

Es war ja damals nicht zu vermeiden, daß diese Parole ausgerufen wurde: die Entwicklung selber stellte sie unerbittlich und es war, als jener jähe Stuck des allgemeinen Geschmacks von der Romantik weg geschah, keine andere Wahl. Wahrheit — das schien auch eine so einfache, deutliche und zuverlässige Lösung, die Jeder verstände, über die kein Streit, gegen die kein Widerspruch sein könnte, weil die Wahrheit über den Menschen steht und Allen gemein ist. Und das hätte sich freilich Keiner träumen lassen, daß sie einem Jeden, wie er nur nach ihr griff, sich unter den Händen verwandeln und daß er dann gleich von allen anderen häßlichen Betrug geziehen werden würde.

Zuerst richtete sich das Schlagwort gegen die Muskelverzerrungen, die Geberdenverrentungen und Grimassenüberspannungen, gegen das aufspielerische Uebermenschen-thum, gegen die michelangeleske Pose, in welchen die Ausschweifungen der Romantik ihre überwachsenen Ideale auszudrücken rangen. Das wurde des Schwulstes, des Bombastes, der Unnatur angeklagt und der Ruf nach Wahrheit meinte Einfachheit, Alltäglichkeit und Schlichtheit, nichts weiter. Man wollte auch die Kunst wieder aus den Wolken herab in irdische Maße zurückholen, nachdem man mit Philosophie und Politik da oben hinlänglich schlimme Erfahrungen gemacht und von der flügelverjüngenden Sonnen-nähe des Ideals gerade genug hatte. Der individualistische Stolz hatte sich ein bißchen übernommen; jetzt wurde ihm schwindelig in den steilen Höhen der blauen Blume. Heimweh regte sich, Heimweh nach dem stillen, freundlichen Philisterlande.

Es wurde daraus eine ruhige und nüchterne Schule des bon sens, in deren enger, wohlgeordneter und gemäßigter Welt sich der brave Bürger, Abends zur Weise, wenn er sich mit Eifer und Behagen hinein versenkte, recht wohl gefallen konnte, ohne sich anzustrengen, ohne sich aufzuregen. Das Böttcher'sche „Am Rhein“ und überhaupt die ganze Duffeldorferlei, Gustav Freitag's vorfichtiger und beschaulicher Kathederliberalismus, der jedes Wort erst drei Mal wägt und wendet, Augier's besonnene, ein bißchen aufdringlich selbstgefällige, immer höchst erziehlische Komödienmoral, die aber doch niemals „zu weit geht“, sondern das Angenehme und das Nützliche heilsam vermischt — man darf nicht vergessen, daß alles das sich damals Wahrheit nannte. Es war eine Gartenlaubenwahrheit, zum Gebrauch der Familien und als passendes Weihnachtsgeschenk sehr zu empfehlen.

Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Man war einem allgemeinen Bedürfnisse gefolgt, der wachsenden Vergeude nach Erholung von der wirbeligen Himmelfahrt der romantischen Triebe und weil es doch einmal einer theoretischen Rechtfertigung bedarf und die Menschheit sich aus jeder augenblicklichen Laune immer gleich ein ewiges Prinzip konstruiren muß, so formulirte man mit Fleiß aus bereiten und gefälligen Beweisen umständliche Programme der Wahrheit. Da konnte es nicht ausbleiben, daß Filurwichtige mit Mißtrauen herankamen und ungläubig fragten: ist sie wirklich wahr — eure Wahrheit? Und sie fanden, je eifriger sie forschten, daß jene Wahrheit überall lag, die Welt entstellte und verschminkte, und sie gingen hin, überall gegen den argen Betrug zu lästern, mit erbitterten und kriegerischen Reden, und versprachen, wenn man sich nur von dem alten abwenden und dafür lieber ihnen folgen wollte, eine bessere, gründlichere und mehrere Wahrheit.

Jetzt ging das große Wahrheitssuchen los und es liefen bald so viele Wahrheiten auf der Straße herum wie junge Autoren: denn das war schon das wenigste, was man nun von dem Anfänger verlangte, wenn er berühmt werden wollte, daß er sich eine ganz neue Wahrheit patentiren ließ.

Es ist aber mit der Wahrheit, so verführerisch die

Lösung klingt, eine heikle und gefährliche Geschichte. Was ist denn überhaupt Wahrheit? Wo ist denn Wahrheit? Wie ist Wahrheit denn zu fassen? Sie scheint, wie ein Strich, immer nur drüben und ist, wie man sich zu ihr wendet, gleich wieder verloschen.

Zuerst marschirte die kämpferische Kompanie mit rüstigem Muth drauf los. Wirklichkeit, Wirklichkeit, riefen sie sich ohne Unterlaß zu und das hatte was ansehnliches, was versicherndes, was bürgendes und alle trugen den Sieg schon in der Tasche. Es sollte Jeder, mit der Feder, mit dem Meißel, mit dem Pinsel die Welt da draußen erzählen, alles was da ist — das war doch so einfach und war unwiderstehlich.

Ein bißchen Philosophie hätte sie irre machen müssen. Die konnte ihnen gleich sagen, daß sie von vorneherein Unmögliches unternahmen. Es ist ein selbstverständlicher Gemeinplatz der allerersten Erkenntnistheorie, daß darüber Keiner was aussagen kann, was da ist: das bleibt in Finsterniß verhüllt. Das meinten sie denn auch gar nicht; es fiel ihnen gar nicht ein, die Welt an sich zu suchen, sondern sie wollten nur ihre Erscheinung im Bewußtsein. Sie wollten nicht, was da ist, sondern sie wollten nur, was da scheint. Es scheint aber Jedem was anderes. Und daran dachten sie nicht. Ihre philosophische Unschuld wenigstens war groß.

Sie dachten nicht daran, daß die Erscheinung der Wirklichkeit im Bewußtsein, das was man so gemeinlich die Wahrheit nennt, eine zusammengelegte Wirkung ist. Sie wird von ihrer äußeren Ursache und von ihrer inneren Form bestimmt. Jenes Unerreichbare, jenseits der Erkenntniß, gibt den Stoff her und unser Bewußtsein wirtschafet daran herum. Was unser Bewußtsein ihm eigentlich an-thut, ob es ihm was überzieht und aus eigenem was hinzusetzt oder es ohne Zuthat umgestaltet und verwandelt, darüber werden wir uns wohl noch lange vergebens die Köpfe zerbrechen. Wir wissen nur — aber dieses ist der Anfang aller Selbstbeobachtung und seine Bestätigung erleben wir alle Tage — daß das Bewußtsein die Zufuhr von außen verändert und daß, weil jeder Mensch aus anderen Sinnen und anderen Nerven ein anderes, sein besonderes Bewußtsein, jeder Mensch auch eine andere, seine besondere Wahrheit hat.

Das gibt nun einen wahren Rattenkönig von heillos verzigten Konflikten, welche ebenso viele Phasen in der jämmerlichen Leidensgeschichte darstellen, an welcher der Naturalismus langsam und elend verstorben ist. Man denke nur einmal die Möglichkeiten durch, welche sich eröffnen. Entweder es stellt einer die Wahrheit ganz so dar, wie er sie hat, nichts als die Erscheinung in seinem Bewußtsein und diese Erscheinung ganz — das muß von allen anderen als eine liqnerische Vorpiegelung empfunden werden und gerade je seltsamer, eigenartiger und also künstlicher seine Persönlichkeit ist, desto weiter wird es sich von den übrigen Wahrheiten entfernen. Oder es achtet einer auf die Vorstellungen der anderen, hört ihre Berichte und sucht sein eigenes Bewußtsein durch ihre Aussagen zu corrigiren — dann hat er überhaupt schon aufgehört, wahr gegen sich selber zu sein und wenn er den Beifall der ganzen Welt gewänne, die Klage des eigenen Gewissens wird er nicht los. Oder endlich es will einer aus möglichst vielen Wahrheiten durch Vergleich einen Durchschnitt formen, indem er aus seinem Bewußtsein und dem gerade entgegengesetzten und den charakteristischsten dazwischen das Mittel zieht — das ist denn überhaupt gar keine Wahrheit mehr, für gar Niemanden, sondern bloß todte und kalte Abstraktion, die alle verdrießt.

Es blieb zuletzt, da eines nach dem anderen versagte, nichts übrig, als es noch mit einer Kompromiß- und Majoritätswahrheit zu versuchen: Das allen Wahrheiten Gemeinplaz, die äußere Geberde, die häufigsten Züge herauszunehmen, alles Persönliche, welches gerade ihre eigentliche Bedeutung ausmacht, daran zu verwischen, daß es sich Jeder selber zurecht deuten, und mit Fleiß breite Lücken zu lassen, daß es sich Jeder aus dem eigenen ergänzen könnte. So

wurde das Platte, das Gemeine, das sozusagen Entwurf- und Grundrissmäßige, welches in allen Naturen wiederkehrt, Geheh; alle vornehme Spur, welche von der Mehrheit gleich immer als was „gemachtes“ empfunden wird, mußte ausgemerzt, jede edlere Menschlichkeit, welche gerade nur durch die Differenzierung entsteht und gerade nur in ihr besteht, mußte verflüchtigt werden. Natürlich fanden sich dafür keine Künstler mehr, sondern es waren die „Schüler“ des Naturalismus, die diese Schablone ausarbeiteten. So verfrachtete der Naturalismus und die „Psychologen“ übernahmen die Erbschaft, cum beneficio inventarii. Mancher technische Kniff, zur Förderung der Illusion und um die technische Kraft der Kunst zu steigern, leistete ihnen gute Dienste und auch das alte Prinzip konnten sie sich ohne Bedenken gefallen lassen. Sie wollten auch die Wahrheit, nichts als die Wahrheit und die ganze Wahrheit, ohne Einmischung des Phantastischen und ohne feige Beschönigung. Nur suchten sie sie nicht draußen an den toten Dingen, sondern sie suchten sie in der Menschenseele drin, auf den wirren Nerven, unter den bangen Geheimnissen der Sinne. Da wählten sie sich ihren Bezirk.

Und nun fing die Wahrheit zum anderen Male ihr boshaftes Minieren an und verscheuchte auch den Psychologen wieder den Frieden und alle Raft.

Nach der subjektiven Wahrheit stöberten diese gewitzigten Spürer. Der Welt entsagten sie; die, hatten sie erfahren, war doch nimmermehr zu erhaschen. Vom Menschen wollten sie nun wieder erzählen, was im Grunde der Herzen geschieht. Es konnte ihnen aber nicht lange verborgen bleiben, daß Jeder immer nur von einem einzigen Menschen zu erzählen vermag, von sich selber, weil ja die anderen für ihn auch wieder nur Welt sind, wie die Dinge, unzugängliches, undurchdringliches und zuletzt, wenn er sich nur befinnt und es recht überlegt, auch unbegreifliches Draußen. Wenn also die Wahrheit Psychologie verlangte, dann meinte sie damit psychologische Monologe.

Den Gefallen konnte man ihr ja thun: Maurice Barrès „Un homme libre“), Edouard Rod's „Le sens de la vie“), J. R. Sullymans „A rebours“), J. S. Rosny's „Le termite“) — immer nur einsame, welschliche Selbstgespräche des in sich versunkenen, in seine Gründe hinab tauchenden und die ungelannten, schaurigen Bezirke der eigenen Empfindung erforschenden Ich; bald in der ersten, bald in der dritten Person ausgedrückt. Die Welt und die anderen gleiten kaum flüchtig einmal in zerrinnendem, unsäglichem Scheine vorüber, wie hinter einer blinden Scheibe rasche, ungestalte Schatten; nur eine einzige Seele, nichts als sich selber wollen sie ausdrücken. Und nicht einmal das, richtet die strenge Kritik, ist ihnen gelungen; selbst das vermögen sie nicht.

Die Kritik hat schon Recht, ganz gewiß, und dennoch will mir scheinen: sie thut ihnen Unrecht. Es kann nicht gelehrt werden, daß kein einziger dieser mit so viel räthselhafter Hellficht durchwühlten, so grausam zerfaserten und bis in die geheimsten Winkel abgesehenen Charaktere jemals eine faßliche, unterschiedene und ausgemachte Erscheinung gewinnt. Von Jedem, der ein einziges Mal in unserem Leben an uns vorübergeht, ohne eine Botschaft seiner Seele zu verrathen, behalten wir ein deutlicheres, verlässlicheres Bild; sie schwanken und zerflattern vor uns. Wir machen von Grad zu Grad die sämmtlichen Stadien der nephritischen Kluft durch, mit welcher Servais seine interessantesten Abende verbringt; jedes eilige Zucken, das das Gehirn des Gatten freit, während die Frau in Geburtswehen, in Schmerzen liegt, wird sorgfältig notirt; wir erfahren den ganzen monde sentimental, catalogue et condensé en rebus suggestifs, des Einfiedlers von St. Germain, les plus subtiles émotions, les plus rares émotions, toute son âme mécanisée; wir wissen von jedem einzelnen Schnaps, aus berechneten Protokollen, wie er auf

den Gaumen des des Essointes wirkt und wie sich Curacao, Kümmel, Menthe, Kirsich und Whisky in seinem Gefühle unterscheiden. Aber trotz alledem, es hilft nichts: wir gelangen nicht dazu, die Menschen zu „sehen“, sie „kommen nicht heraus“ — wie der Kunstausdruck lautet —, sie „verlieren sich in Detail“ und die ganze psychologische Mikroskopie, so unüberkreflich und bewundernswert, nützt uns am Ende gar nichts.

Das, wie gesagt, läßt sich durchaus nicht leugnen. Nur wird, meine ich, die gerechte Klage an eine falsche Adresse verschickt: gegen die Wahrheit müßte man sie richten, nicht gegen ihre unschuldigen, bedauernswerten Opfer. Diese rastlose Intriquant ist es, die auch dieses Unheil wieder angestiftet und die psychologischen Monologe, welche das Ich bekennen wollten, in lose Sensationen zerrissen hat, hinter denen das Ich verschwindet.

Die Philosophie hätte ihnen auch das voraussetzen können. Auf keine Weise war's zu vermeiden. Es ist philosophisch, wenn man der Wahrheit folgt und jedes andere Prinzip zurückweist, wenn man die Verlockungen des Wunsches, der Ahnung und des sittlichen Gebotes verschmährt, wenn man nur das Unbezweifelbare will, nur das Gewisse, nur das Erweisliche; durchaus kein Recht auf das Ich ist da zu entdecken: es scheint nichts als eine launische und gänzlich grundlose Fiktion, die muthig weggeworfen werden muß. Dem positiven Philosophen, der sich bloß dem unmittelbar Verbürgten anvertraut und auf seine ungestümen Begierden nicht hören will, entschwindet, wenn er nur ehrlich und rückwärtslos genug ist, jede Spur des Ich, wie ihm schon vorher rettungslos jede Spur der Welt entschwand; und aller Besitz schrumpft ihm winzig zusammen, zu „einer in der Luft schwebenden Kette zeitlich verbundener Vorstellungsakte“) — kein anderer Rest bleibt übrig. Die Sensationen allein sind Wahrheit, zuverlässige und unwiderlegliche Wahrheit; das Ich ist immer schon Konstruktion, willkürliche Anordnung, Umdeutung und Zurichtung der Wahrheit, die jeden Augenblick anders geräth, wie es einem gerade gefällt, eben nach der Willkür der jeweiligen Stimmung, und man hat genau ebenso viel Berechtigung, sich lieber gleich hundert Iche zu substituieren, nach Belieben, auf Vorrath, woher und wodurch gerade die Decadence zu ihrer Schloßigkeit gedrängt ward. Es gibt zwischen dem Ich und der Wahrheit keinen Vergleich; diese hebt jenes auf, jenes diese; dem einen oder der anderen muß man entsagen. Die Philosophie hatte diese Erfahrung lange gemacht. Es war nur billig, daß ihr jetzt auch die Dichtung, als sie vom nämlichen Prinzip begann, zum nämlichen Ende folgte, zu diesem alten Erlebnis des Stendhal: „lorsqu'il se cherchait, il ne se trouvait pas et, au lieu de son moi, ne découvrait qu'une succession et, parfois, un conflit de sensations.“)

Sensationen, nichts als Sensationen, unverbundene Augenblicksbilder der eiligen Ereignisse auf den Nerven — das charakterist für diese letzte Phase, in welche die Wahrheit jetzt die Litteratur getrieben hat. Sie ist noch lange nicht am Extrem: wir werden, wenn sie nur erst das scheinbare Gaudern des ersten Versuches überwunden und sich ihre eigentliche Bedeutung recht zum Bewußtsein gebracht haben wird, noch gar wunderliche Dinge mit ihr erleben und können uns getrost darauf gefaßt machen, nächstens die obligaten 350 Seiten hindurch die sämmtlichen Sensationen verjezt zu kriegen, welche eine Savanna auf den Nerven vollbringt und wie ihre Wirkungen sich von denen der grünen Charitäre unterscheiden; bald wird sich jeder Kritiker einen Lebemann als Sachverständigen der Nervosität zur Seite halten müssen. Und erst wenn von diesem inneren Naturalismus am Ende alles Nervöse ganz so abgeschrieben und ausgeschrieben sein wird wie von jenem äußeren das Pittoreske, erst dann wird auch diese Phase wieder erledigt sein.

\*) Ed. von Hartmann „Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus.“ Berlin. Bei C. Duncker. Man vergleiche dort die ausführliche Darstellung, aus welcher ich nur die führenden Punkte andeuten kann.

\*\*) Augustin Filon in der „Revue Bleue“ vom 20. September 1890.

Es wird dann aber auch das Prinzip der Wahrheit in der Litteratur erledigt sein, ausgehungert und abgethan, weil es damit seine letzten Trümper verspielt und alle Möglichkeiten erschöpft haben wird. Ganz wie in der Malerei, die auch mit festlichem Muth auf Eroberung der Wirklichkeit auszog, um niedergeschlagen und verzagt bald nach dem Schein im Auge zu retirieren und vor lauter Farbenflecken am Ende die Form zu verlieren, wie jene vor lauter Sensationen das Ich verlor: denn Ich und Form sind nimmermehr erweisbar und wir haben von ihnen keine Versicherung als bloß in der schwülen Brust die seltsame dumpfe Sehnsucht, die nicht verstummen will. Und so ist in allen Künsten dann die wilde Jagd nach dem Phantom der Wahrheit aus.

Dann ist alles bereit zum jähen Kopfsprung in die neue Romantik, in das neue Ideal, ins Unbekannte, um das uns diese wilden Schmerzen verzehren. Ein besseres Trampolin dafür können sie sich nicht wünschen. Sie brauchen nur getrost das Nervöse zu betreten, muthig an den biegsamen Rand hinaus, und, kaum daß sie nur zögernd sich leise darauf wiegen, so schwingt es sie von selbst in den Traum hinab, tief in den Grund des göttlichen, seligen Traumes, wo nichts mehr von der Wahrheit, sondern nur Schönheit ist.

Hermann Bahr.

## Theater.

Königliches Schauspielhaus: Unsichtbare Ketten. Schauspiel in vier Aufzügen von Wilhelm Meyer. — Verein Freie Bühne: Doppelfelbstmord, Bauernposse mit Gesang in drei Akten von Ludwig Angeneuber.

Nichts konnte unsere literarischen Zustände lustiger charakterisieren als das Theaterereigniß dieser Woche. Am vergangenen Sonnabend wurde im königlichen Schauspielhaus das erste Drama eines noch gänzlich unbekanntem Schriftstellers aufgeführt. Das Stammpublikum der Hofbühne und sein kritischer Wortführer Herr Karl Frenzel verließen unter Ausrufen des Entsetzens das in seinen Grundvesten bedrohte Haus, eiligst wurde dem Stück in aller Form Rechtens der Totenschein ausgestellt und von allen Seiten prasselte auf den armen Autor eine Tracht Prügel nieder. Zwar nicht jede Begabung, nicht jede Möglichkeit einer Entwicklung sprach man ihm ab, da und dort fiel wohl auch ein freundlich ermunterndes Wörtchen; ein Gefühl ärgerlicher Verwunderung aber ließ auch bei den Wohlwollenden keine rechte Wärme im Urtheil aufkommen. Und es klang wie ernstliche Mißbilligung, als man am nächsten Tage las, der Verfasser des neuen Schauspiels sei bisher in „literarischen Kreisen“ gar nicht bekannt gewesen. Da hatte ein wildfremder Herr Wilhelm Meyer, von dem Niemand nichts wußte, ein modernes Drama geschrieben, das im Theater der Toten und Abgelebten einen heftigen Kampf der Meinungen entfesselte und das Schauspielhaus fast zum Range einer Experimentirbühne erhob; da erschien auf der Scene ein wohl noch nicht lange großjähriger Herr, der seine blonde Jugend nicht unter den Schutz einer Partei gestellt hatte; es gab im Hause nicht das Bruchtheilchen einer Fraktion Meyer, die da rufen und deuten konnte: Seht uns, uns gehört er an, wir sind die Meyeriden und er ist unser Führer. Wirklich, die literarischen Kreise hatten alle Veranlassung, sehr erstaunt und sehr ärgerlich zu sein. Denn daß ein junger Dichter nach bestem Können ein Stück schreibt, daß er dieses Stück dann ruhig seinen Weg gehen läßt: dieser natürliche Verlauf der Dinge ist längst aus der Mode gekommen. Heute soll jeder poetische Säugling flugs Partei ergreifen, und wenn er sich nicht resolut zu Joben oder zu Sardon bekennet, dann kriegt er von beiden Seiten Schläge.

Das war das Schicksal des Herrn Wilhelm Meyer. Anstatt der Frage: was ist das für eine Individualität, die da zum ersten Male stammelnd sich auszuwählen versucht, wurde wieder das alte Inquisitionsverfahren hervorgehoben und man schob dem jungen Dichter ein sauber eingetheiltes Deklarationsformular zu, das er nach der Regel ausfüllen

sollte. Und da es leer zurückkam, trat der Gerichtshof in seine Rechte und prüfte die Akten. Eine enge Häuslichkeit, ein kleinstädtischer Konflikt, der das Individuum gegen die Gesellschaft waffnet, ein starker Frauencharakter, ein wunderbar verwickelter Schluß: kein Zweifel, Herr Meyer ließ sich ganz gut in das Schubfach Jben einfilmen. Nun war Alles gut; der Dichter erhielt keine Schläge, weil er den Einen zu viel, den Andern zu wenig vom nordischen Nordwasser getrunken hatte, und nach löblich erfüllter Pflicht ging die Polizei auseinander. Der Delinquent blieb auf dem Platze, und nun mochte er sich vielleicht verwundert fragen, was er denn eigentlich verbrochen und womit er den kritischen Registraturvermerk verdient hätte, er, der von Jben nicht viel mehr wußte als der neue Pharo von Joseph.

Ich habe von einem Theaterereigniß gesprochen, und ich möchte diesen verwegenen Ausdruck vor Mißdeutung bewahren. Nicht für die deutsche Dichtung, nur für die enge Welt des Berliner Theaterwesens ist von einem Ereigniß zu sprechen. Seit langen Jahren hat man mit gutem Recht die Hofbühne getadelt, weil sie nicht einem einzigen neuen Manne ihre Thüren erschloß, durch die sich höchstens einmal ab und zu der gut empfohlene Professor einer civilen oder militärischen Bildungsanstalt einschlich. Nun scheint ein neuer Kurs gewagt zu werden, und siehe da! nicht nur die abominten Tanten greinen, auch die Allerneuesten hauen auf den ihnen immer noch nicht neu genug Ansehenden ein und das Resultat ist, daß nach zwei Abenden das Schauspiel „Unsichtbare Ketten“ vom Spielverzeichnis verschwindet, auf dem die armeligsten Scharfeten fünf-, sechsmal und öfter zu prangen gepflegten. Soll man es da einer Theaterleitung noch verargen, wenn sie sich an die bewährten Firmen hält oder sich mindestens vor der Annahme eines Stückes vergewißert, ob der Verfasser auch kein Wilder ist? Gerade solche Wilde aber, das ist meine Ueberzeugung, brauchen wir; in der Politik mögen sie untauglich sein, in der Litteratur sind sie die besseren Menschen. Der alte Komponist Langer, der seinen Stolz darin setzte, aus eigenem kleinem Gläschen zu trinken, pflegte auf die Frage, ob er Wagnerianer sei oder Brahmsianer, zu antworten, er sei „selber Auer“.

Der junge Herr Meyer möchte wohl selber Einer sein und vielleicht kann ers werden. Vorläufig hat er von dem Recht der Anfängerschaft allzu reichlichen Gebrauch gemacht. Von dem begreiflichen Wunsch getrieben, rasch auf die Bretter zu kommen, hat er gethan, was einen für die Öffentlichkeit Arbeitenden die erste und die letzte Todsünde dünken müßte: er hat seine Ueberzeugung veräußert, aus Opportunitätsrückfichten. Er schrieb ein Trauerspiel „Unsichtbar,“) und als wir es zu sehen bekamen, da war der Titel verändert, da war eine billige These eingeschmuggelt, da war aus der Tragödie ein Schauspiel geworden, in dem sie sich kriegen. Ich kenne Herrn Meyer nicht, nicht die Umstände, die ihn zu diesem literarischen Skopzenthum trieben, aber die Vermuthung liegt nahe, daß er den Macht habern ein Gefälligkeitsopfer brachte. Nur ein unausföhlicher Cato könnte dem Menschen daraus einen ernstlichen Vorwurf machen, daß er der sogenannten Erfahrung sich fügte, die im Theater noch reaktionärer ist als in der Eisenbahnverwaltung; der literarisch Schaffende aber hat strenge Vaterpflichten und Gilett Böberg muß sterben, weil er sein Geisteskind auf nächtlicher Dummelfahrt verlor. Ganz so schlimm erging es Herrn Meyer nicht, und doch ward auch er gestraft an seiner Schwäche: sein „verföhlicher“ Schluß wurde ausgelacht; der Vater lebt, aber dem Kind wurde der Eingriff verhängnißvoll. Das Schicksal ist eben milder und darum gerechter als der gestrenge Richter der Hedda Gabler.

Wie der unschuldig Verurtheilte unter dem Alp des ihn umringenden Mißtrauens am Ende zum gemaltthätigen Verbrecher wird, nachdem ihm die nächsten Herzen entfremdet sind: das wollte der Dichter zeigen und deshalb tödtet

\*) Bei Perrin & Cie.

\*\*) Bei G. Charpentier.

\*\*\*) Bei Albert Savine.